

Heidi versucht Bundesrätin zu werden

Wenn ich einem jungen Schriftsteller einen Stoff ans Herz legen könnte, ich wüsste genau, welchen: Die Fortsetzung der beiden Heidi-Bücher von Johanna Spyri ist längst überfällig geworden.

Von E. Y. Meyer und Celine Geser (Illustration)

Für viele Schriftsteller, wenn nicht für die meisten, sind es nicht die mangelnden Stoffe, die ihnen zu schaffen machen. Eines ihrer grössten Probleme ist, im Gegenteil, dass sie nicht zu wenige, sondern zu viele Stoffe haben.

Ein wichtiger Teil der Arbeit eines Schriftstellers liegt gar nicht im eigentlichen Schreiben, sondern darin, sich für einen dieser Stoffe zu entscheiden und sich dann nur noch diesem einen zu widmen, bis er ihn schreibend bewältigt hat. Alle anderen Stoffe müssen dann warten, wodurch sich eine immer länger werdende Liste bilden kann, die sich dann ständig verändert.

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis. Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen.

Je nachdem, wie seine Wahl ausgefallen ist, kann es dann natürlich passieren, dass ihm, wenn er zu lange wartet, ein anderer Schriftsteller den Stoff noch wegschnappt – wozu dann der Spruch passen würde, den man Michail Gorbatschow einst in den Mund gelegt hat: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.» Allerdings kann es, da solche Sprüche oder «Weisheiten» bei näherer Betrachtung meist doch nicht ganz stimmen, auch andersherum sein: dass Stoffe, die zu früh behandelt werden, nämlich ebenfalls vom Leben bestraft werden.

Je älter ein Schriftsteller wird, desto klarer wird ihm meist auch, dass er, wenn es gutgeht und sein Gesundheitszustand es zulässt, höchstens noch ein paar wenige Stoffe wird zu Büchern verarbeiten können. Die übrigen Stoffe kann er dann getrost dem wohlthätigen Vergessen anheimfallen lassen.

Aber er könnte, wenn ihm noch eine altruistische Ader verblieben wäre, natürlich auch versuchen, wenigstens den einen Stoff, den er am meisten bedauert nicht mehr schreiben zu können, einem jüngeren Schriftsteller nicht nur zu empfehlen, sondern ihm diesen aus einem zutiefst empfundenen, echten Bedürfnis heraus ans Herz zu legen.

Wenn ich das tun wollte, wäre das – so wie ich es zurzeit sehe – eindeutig die längst überfällig gewordene Fortsetzung des, wie Donald Trump es in seiner bekannten zurückhaltenden Art wohl ausdrücken würde, «erfolgreichsten Schweizer Roman-Zweitellers aller Zeiten».

Wie der geneigte Leser sowohl in der Schweiz wie anderswo auf der Welt sicher

bereits bemerkt haben dürfte, handelt es sich dabei natürlich um die nur wenige Jahre nach ihrem Erscheinen in den Jahren 1880 und 1881 zu einem grandiosen Welterfolg gewordenen, von der Zürcher Schriftstellerin Johanna Spyri verfassten beiden Bücher, die, in der Trump-Sprache ausgedrückt, «für immer und ewig» mit der von dem altmodischen Frauenamen Adelheid abgeleiteten, auch heute noch beliebten Koseform Heidi verbunden bleiben werden.

Band eins mit dem Titel: «Heidis Lehr- und Wanderjahre». Und Band zwei mit dem Titel: «Heidi kann brauchen, was es gelernt hat».

Zwei frühe Weltbestseller also, die inzwischen mit Hilfe der neuen technischen Medien wie Film, Fernsehen und Internet bis hin zu Comic-Versionen weltweit in einer unüberschaubar gewordenen Fülle verwertet und vermarktet worden sind und die ein derart intensives romantisches und idealtypisches Bild der Schweiz geprägt haben, dass diese festgefahrene oder eingefrorene Sicht der Schweiz auch heute noch auf der ganzen Welt weit ver-

Der Weltbestseller hat das romantische und idealtypische Bild der Schweiz geprägt.

breitet ist und sich weiterhin so hartnäckig hält, dass dieser Sichtweise inzwischen wohl der Rang eines Mythos zugestanden werden muss. Ein Mythos, der äusserst wirksam ist. Was weiter nicht verwundert, da er gerade auch in den Hinterköpfen der Schweizerinnen und Schweizer immer noch mehr oder weniger geheime, wenn nicht allergeheimste und vielleicht sogar allermenschlichste Sehnsüchte bedient – obwohl diese Menschen, zu denen auch ich gehöre, in ihren Vorderköpfen und in ihrem rationalen Verständnis natürlich wissen, dass sie in der Realität jetzt in einer ganz anderen Schweiz leben.

Die längst überfällig gewordene moderne (oder meinetwegen auch postmoderne) Fortsetzung dieser beiden aus dem 19. Jahrhundert stammenden Heidi-Bücher wäre jetzt, nachdem schon bald ein Fünftel des 21. Jahrhunderts vergangen ist, mit einer nicht zu unterschätzenden Dringlichkeit zu schreiben. Nicht zuletzt auch in Bezug auf die immer noch umstrittene und nicht gewährleisteteste gesellschaftliche Gleichstellung der

Frauen mit den Männern – und dies beileibe nicht nur aus dem Anlass der gerade wieder einmal über die Bühne gegangenen Bundesratsersatzwahlen, aber auf eine geheimnisvolle, untergründige Weise halt vielleicht doch von dieser inspiriert.

Der einzig logische Titel für eine moderne, in der heutigen Zeit spielende «Heidi»-Fortsetzung müsste lauten: «Heidi wird Bundesrätin», oder doch zumindest: «Heidi versucht Bundesrätin zu werden». Dies wäre die ultimativ höchste noch zu erreichende Stufe in der Steigerungsskala gegenüber den beiden Vorgänger-Büchern.

Die Romanheldin, das heutige Heidi, wäre in diesem Buch dann also zum Beispiel eine gestandene Frau aus einem Alpenkanton,



Dass Heidi keine Kinder haben würde, wäre kein

die eine Grundausbildung als Lehrerin und danach ein Studium der Politologie absolviert hätte, bevor sie als Mitglied der Regierung ihres Kantons ganze vierzehn Jahre lang eine respektable und respektierte Justizdirektorin gewesen wäre, bis sie schliesslich von der politischen Partei, der sie angehören würde, als Kandidatin für einen freigewordenen Sitz im Bundesrat, also der aus sieben gleichberechtigten Mitgliedern bestehenden, als Kollegialbehörde agierenden Landesregierung der Schweiz, aufgestellt worden wäre.

Gleichzeitig mit ihr hätte, um die Spannung im Romanplot zu optimieren, da ja auch diese Fortsetzung wenn möglich ein Weltbestseller werden sollte, die gleiche politische Partei aber eben noch eine weitere, ebenfalls aus einem Alpenkanton stammende, nicht minder gestandene Frau zur Kandidatin für den der Partei zustehenden Sitz nominiert. Eine insgesamt mehr oder weniger respektierte, praxiserprobte Rechtsanwältin nämlich, die ihrerseits bereits seit dreizehn Jahren Mitglied des Nationalrats, der Grossen Kammer des Parlaments der Schweizerischen Eidgenossenschaft, gewesen wäre. Diese würde natürlich nicht ebenfalls Heidi heissen kön-

nen, sondern, im Gegenteil, einen auf den ersten Blick eher mit Gewalt assoziierten Vornamen tragen, der in Wirklichkeit aber, wie allerdings nur die wenigen noch des Lateins mächtigen Bewohner der Schweiz sofort wissen würden, mindestens genauso lieblich wie Heidi wäre, da er, ins Deutsche übersetzt ganz einfach Veilchen bedeuten würde.

Für eine solche Zweierkandidatur, die nur aus Frauen besteht, hätte sich diese politische Partei nicht zuletzt aus politischer Korrektheit heraus entschieden und aus dem Glauben, unbedingt dem herrschenden Zeitgeist folgen zu müssen. Obwohl nach dieser Nominierung böse Zungen, so natürlich immer noch in dem Roman, umgehend behaupten würden, dass die beiden «vom weltweiten Artensterben noch verschont gebliebenen Schweizer Bergbienen», kaum in der Lage sein würden, auch nur einigermaßen genügend «biologisch unbedenklichen Honig» für das Land herbeizuschaffen.

Aber weil die Schweiz, so die bösen Zungen weiter, heute ja ohnehin weder Milch noch Honig mehr brauchen würde, sei es deshalb umso erfreulicher, dass eine andere, weniger christliche, sondern, im Gegenteil, ausge-

sprochen liberale, wenn nicht sogar neoliberale Partei für den zweiten freiwerdenden Bundesratssitz eine in einem hohen Mass sprachbegabte und in Fremdsprachen sattelfeste Dame aufgestellt habe. Eine Frau, die ein Faible für international als hochwertig angesehene Schweizer Damenbekleidung sowie für Accessoires aus mongolischem Rosshaar haben solle.

Denn das seien doch, so die bösen Zungen, die Dinge, die das Land jetzt am allerdringlichsten brauche und die nicht nur die Schweizer Frau, sondern, wenn die Frau damit ausgestattet sei, auch den Schweizer Mann glücklich machten.

Eine Besonderheit, die dagegen für unsere Romanheldin Heidi wiederum von Vorteil sein könnte, wäre andererseits zum Beispiel, dass sie, ohne dies natürlich öffentlich zuzugeben, eine heimliche Verehrerin und ein Fan des, wie sie findet, blendend aussehenden amerikanischen Schauspielers Johnny Depp sein würde. Eines zwar drei Jahre älteren, aber immer noch äusserst jugendlich aussehenden Hollywoodstars, an den sie zwar nicht gerade Tag und Nacht, aber doch ziemlich oft denken würde, so dass ihr sein Nachname manchmal leider auch bei nicht ganz passenden Gelegenheiten plötzlich ganz automatisch aus dem Mund fahren würde, zum Beispiel wenn sie die Frage eines Parteikollegen aus der Basis beantworten sollte. Ein Malheur, das sie dann aber mit einem Coming-out ihrer Johnny-Depp-Verehrung elegant so würde erklären können, dass sie damit keineswegs eine Herabwürdigung des Parteikollegen habe zum Ausdruck bringen wollen, sondern dass dies, im Gegenteil, als ein grosses und ganz besonderes Kompliment für diesen Mann zu verstehen sei.

Ein weiterer Vorteil für unsere Romanheldin könnte sein, dass sie im Gegensatz zu ihrer parteiinternen Konkurrentin, die unverheiratet wäre und als Single leben würde, schon seit gut zehn Jahren mit einem vierzehn Jahre älteren eine anscheinend (obwohl ebenso unverheirateterweise wie ihre Konkurrentin) gutfunktionierende Fernbeziehung über eine kilometermässig indes nicht besonders grosse Distanz pflegen würde. Mit einem gestandenen Mann, der alle paar Jahre nicht nur seinen Job, sondern auch die Branche wechseln und der als jovial und umgänglich gelten würde sowie als Pragmatiker mit gesundem Menschenverstand.

Dieser könnte in dem neuen, von einem jüngeren Schriftsteller verfassten Fortsetzungsroman somit eine geradezu ideale moderne Verkörperung des in Johanna Spyris Romanen Geissenpeter genannten Jugendfreundes von Heidi sein, den unsere deutschen Nachbarn allerdings wiederum gern auch Ziegenpeter nennen, obwohl mit diesem Wort in seinem ursprünglichen Sinn eigentlich die Infek-



Nachteil.

tionskrankheit Parotitis epidemica oder, einfacher gesagt, Mumps bezeichnet wird.

Denn gerade von diesem Geissen oder eben Ziegen hütenden und betreuenden Vorfahren würde dieser Nachkömmling in dem Roman nämlich genau jene Eigenschaften vererbt bekommen haben, die eine plausible Erklärung für die unkonventionelle Karriere sein könnten, die der Mann, so die Imagination in dem Roman, durchlaufen haben würde. Eine Karriere, die er wie heutzutage so viele Schweizer als Banklehrling begonnen haben würde, bevor er dann, nach einigen Zwischenstationen, dank jener von seinen Hirten-Vorfahren ererbten, für diesen Beruf unabdingbaren Eigenschaften, die da eben Simultanerfassung und Panikresistenz wären, ein grossartiger Linienpilot geworden wäre.

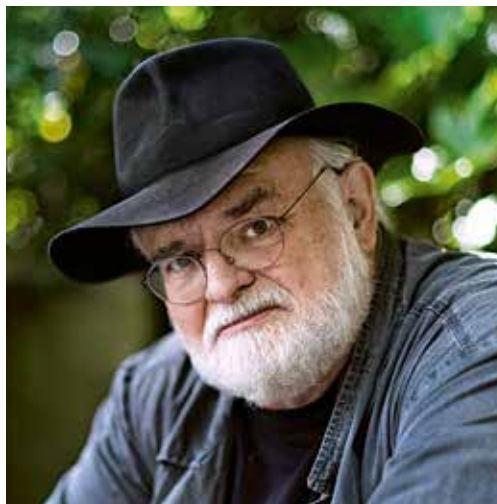
Des Weiteren wäre er CEO einer Luftfahrtgesellschaft geworden, die natürlich nicht die im Oktober 2001 gegründete Swissair sein könnte, sondern eine kleinere, aber feine andere Schweizer Fluggesellschaft; Verwaltungsrat, Verbandspräsident und Piloteninstruktor, um danach, so seine imaginierte derzeitige Tätigkeit, jedem, der seine Honorare zu bezahlen imstande wäre, seine Consulting-Dienste als Kommunikationsberater anzubieten, da Lobbyieren, Kommunizieren und Netzwerken, so die Medien, seine Kernkompetenz ausmachen würden.

Ein kleines Handicap, das im Vergleich zu jenem, das er beim Golfspielen hat, noch um einiges geringer ausfallen würde, wäre dabei vielleicht allerdings, dass er nicht der gleichen politischen Partei wie unser Heidi angehören würde, sondern jener Partei, die bei den Wahlen seit Jahren die meisten Stimmen erhält und damit beansprucht, das ganze Schweizer Volk zu vertreten.

Dass Heidi keine Kinder haben würde, wäre indes kein Nachteil, da dies bei ihrer Konkurrentin ebenso sein würde. Hingegen könnte der Umstand, dass Heidi, dem allgemeinen globalen Gesundheitstrend zum Trotz, weiterhin eine Raucherin wäre, bei einigen der Mitglieder des Parlaments, die sie zu wählen hätten, einiges an Stirnrunzeln hervorrufen, da diese festgestellt haben würden, dass Raucher, bei langen Sitzungen, während deren Rauchen nicht gestattet ist, leicht recht aggressiv würden werden können.

So weit, in groben Zügen skizziert, meine, um es nochmals zu betonen, völlig unverbindlichen Tipps für das Schreiben eines solchen Romans.

Falls sich für diesen Stoff, für das Schreiben einer modernen Fortsetzung der «Heidi»-Bücher, für das ich mich als ein Angehöriger der Babyboomer-Generation (1940 bis 1965) zu alt fühle beziehungsweise für dessen Verfassen ich nicht mehr genügend Zeit habe, nun allerdings keiner der gestandenen Literaten



«Ende gut, alles gut»: Autor E. Y. Meyer.

aus der nachfolgenden Generation X oder Golf (1965 bis 1980) interessieren würde, könnte sich natürlich auch ruhig, was vielleicht sogar noch besser wäre, eine Nachwuchsschriftstellerin oder ein Nachwuchsschriftsteller von der mir natürlich besonders sympathischen Generation Y (1980 bis 2010) seiner annehmen.

Jener Generation also, die, da der Buchstabe Y englisch *why* (warum) ausgesprochen wird, eine besonders charakteristische Neigung zum Hinterfragen haben soll – eine Eigenschaft, die, wie ich glaube, heutzutage vielleicht dringender als je gebraucht wird. Nachwuchsschriftsteller, von denen es in der Schweiz inzwischen nun ja bereits eine erfreulich grosse Anzahl gibt, obschon die Aussichten für einen Grossteil von ihnen, gerade weil sie immer mehr werden, wie ich befürchte, wohl nicht sehr rosig sein werden.

Entsprechend gibt es jetzt in der Schweiz eben auch fast unendlich viel mehr junge Menschen, die nicht Schriftsteller, sondern Popsänger werden wollen. Wenn sie wirklich musikalisch begabt sind, sogar Songwriter oder anderenfalls dann halt Rapper, möglicherweise sogar Gangster-Rapper, obwohl man sich das in einem so wohlgeordneten Land wie der Schweiz doch noch nicht so richtig traut.

Und so wird man in diesem Land nun halt eben immer mehr von einer hauptsächlich in einschlägigen Schweizer Dialekten gesungenen sogenannten modernen (oder sollte man besser und hoffnungsvoller modischen sagen), ganz spezifischen Schweizer Musik überschwemmt, deren Interpretieren, wenn es sich um mehr oder weniger grölende oder säuselnde Männer handelt, Namen tragen wie von der Heide oder sich zum Beispiel Gölä oder Stress oder Nemo nennen.

Oder, wenn es Frauen sind, in einem so wohlstandsgesättigten Land, wie es die Schweiz ist, so verräterisch vielsagende Namen haben wie Hunger oder sich, als First Ladies of Pop, nicht minder aussagekräftige Künstlerpseudonyme

zugelegt haben wie Evelinn Trouble oder, wen wundert's, eben auch Heidi.

Heidi allerdings nicht einfach nur so. Sondern, um das, was dieser Name ausdrücken soll, im Sinne von «Ende gut, alles gut», noch klarer und eindeutiger zu machen, mit einer ein positives Ende einer auch von Schwierigkeiten und Widrigkeiten geprägten Ereignisfolge signalisierenden Zugabe versehen.

Nicht nur Heidi also, sondern Heidi Happy. Dass mir selber der «Heidi»-Stoff so an meinem inzwischen halt auch schon mit einem zum Glück bis jetzt noch gutfunktionierenden Stent ausgestatteten Herzen liegt, hat einerseits damit zu tun, dass die in der Kriegs- und Nachkriegszeit schweizweit bekannten sogenannten Silva-Bücher, billig zu kaufende Bücher, in die man mit Hilfe der von eingekauften Produkten abgelösten Silva-Punkten dann darin einzuklebende Sammelbilder erhalten konnte und deren erste Publikationen eben die beiden Bücher «Heidi I» und «Heidi II» waren, für meine Schwester Silvia und mich zu den wichtigen Büchern unserer Kindheit gehörten.

Und andererseits liegt es aber ebenso an der Tatsache, dass mein Vater, gute fünfzig Jahre später, unmittelbar bevor er wegen eines Aneurysmas ins Spital eingeliefert wurde und dort nach einer fünfstündigen Operation verstarb, sich auf unserem damaligen Schwarzweissfernseher an seinem Feierabend noch eine Folge einer Serienverfilmung der Heidi-Geschichte angesehen hatte.

Die Schweiz als Heidi- oder als *Märli*- beziehungsweise Märchenland – und die Schweiz als Todesland.

Wie dem nun aber auch immer sei.

Im Hinblick auf die Resultate des letzten eidgenössischen Abstimmungssonntags bin ich, nach reiflicher Überlegung und langem Nachdenken, inzwischen zum eindeutigen Schluss gekommen, dass nach der Ablehnung der Hornkuh-Initiative jetzt unbedingt eine Initiative fällig wäre, die verbietet, dass Männern Hörner aufgesetzt werden und dass die Einhaltung dieses Verbots von Sozialdetektiven rund um die Uhr bis in die Schlafzimmern und in die Waschküchen hinein überwacht wird.

Und dass eindeutig nachgewiesene Verstösse gegen das Verbot (am besten per Videobeweis, wie neuerdings bei Fussballspielen) danach von ausnahmslos fremdbestimmten, vorzugsweise aus dem EU-Raum stammenden, äusserst dominanten fremden Richterinnen oder, wenn es Frauen betrifft, Richtern auf das allerstrengste bestraft werden sollen.

E. Y. Meyer, geboren 1946, lebt als Schriftsteller in Bern. Sein Erstlingsroman, «In Trubschachen» (1973), ist ein Klassiker der Schweizer Nachkriegsliteratur. Zuletzt erschien von ihm «Apotheose» (Stämpfli).